

diesem Bänkel stand die Sängerin — seltener ein Sänger, weil die weibliche Stimme ihrer höheren Lage wegen weiterhin vernehmbar war als die dunklere Männerstimme — und sang, von einem Leierkasten unterstützt oder behelligt, je nach der Veranlagung des einen oder anderen, und deutete mit einem Rohrstock gleichzeitig auf das Bild, dessen Inhalt sie erklärte.

Der Vortrag bestand ohne Ausnahme aus zwei Teilen:

1. dem Bild und
2. der Geschichte.

Stets wurden sie in der Reihenfolge vorgetragen. Das Lied deutete das dargestellte Geschehnis nur flüchtig an, es hielt sich im allgemeinen eher lyrisch als erzählend, während die nachfolgende Prosa der Geschichte ausführlich und klar die Begebenheit mit allen Schauern und allem Grausen, mit allen zur Verfügung stehenden rührenden Mitteln ausmalte.

An dieser Zweiteilung hielt man so streng fest, daß die Sängerin zu den neuesten Zeiterenissen, zu denen das Lied vielleicht noch nicht fertig war, irgend ein einigermaßen passendes sentimentales Volkslied sang. Dürster wie der Inhalt war die eintönige Melodie.

Während die Sängerin auf dem Bänkel sang und deklamirte und mit dem Stab auf die Darstellungen wies, waren unter den ergriffenen Zuhörern und Schauenden die Gehilfen tätig und verkauften „Fliegende Blätter“. Das waren acht- oder vierseitige Drucke, von denen jeder eine Moritat — Geschichte und Lied — enthielt und zwar diesmal in umgekehrter Reihenfolge, sodaß es zuweilen geschah, daß das Lied fehlte, wenn das Papier nicht gereicht hatte, oder wenn bei zu jungen Ereignissen das Lied noch nicht fertig war. Daraus folgt, daß die Geschichte das Ursprüngliche, die Hauptsache war.

Nach Beendigung ihres Vortrages verkaufte auch die Sängerin vom Bänkel herab Fliegende Blätter.

Aus dem Umstand, daß Bild, Gesang und Vortrag der Geschichte jedem, der es sehen und hören wollte, unentgeltlich dargeboten wurde, die Fliegenden Blätter aber nur gegen Entgelt gehandelt wurden, schließt Naumann in seinen Studien über den Bänkelgesang, daß diese ganze Einrichtung nur Mittel zum Zweck, nur Reklame für den Vertrieb jener schaurigen, aufregenden Druckschriften gewesen sei, zumal feststeht, daß die Bänkel Sänger ihre Bilder fast ausnahmslos nie selbst gemalt, die Lieder und Geschichten nie selbst verfaßt haben, sondern stets fertig bezogen und nur vorgetragen bzw. vertrieben haben.

Wenn wir so die äußeren Geschehnisse des Bänkelgesanges und des Kinos betrachten, so finden wir, wie schon gesagt, viel ähnliches: die Absicht, die breite Masse des Volkes zu unterhalten. Sie suchten dabei eine wohlverkannte Schwäche des weniger gebildeten Volkes nach Kräften auszubeuten, nämlich die Sucht nach Sensationen, die umso mehr Erfolg versprach, je gruseliger und ergreifender die Begebenheiten dargestellt waren.

In der ersten Zeit des Kinos war der Bänkelgesang diesem überlegen; denn er verfolgte gleichzeitig noch eine gute Absicht, die, wenn sie sich auch drastischer Mittel bediente — oder vielleicht gerade deswegen — bei einfachen Gemütern, für die sie ja in erster Linie bestimmt war, ihre Wirkung nicht verfehlte, die Absicht nämlich, das Volk zu bessern durch die den Liedern angefügte Moral: „Und die Moral von der Geschichte . . .“ Häufig wurden Formeln im Vortrag angewendet wie: „Hört zu, ihr Leute!“ — „Nun lernt, ihr Eltern und ihr Kinder!“ — „Seht her!“ — „Nun hört mit Furcht und Grauen!“

Diese Absicht fehlte dem Kino. Es hat einen anderen Weg eingeschlagen, und wohl einen Weg, der in der gegenwärtigen aufgeklärteren Zeit mehr Erfolg verspricht als jener. Mit berechtigtem Stolz können wir auf die Entwicklung des Kinos schauen, wie es die Errungenschaften der Technik sich zunutze gemacht hat, welche prächtigen Wirkungen es zustande gebracht hat in seinen herrlichen Landschaftsaufnahmen aus aller Herren Länder, wenn wir uns von ihm durch die großartigen modernen industriellen Werke führen lassen, oder was die Lehrfilme uns sonst oder den Studenten im Hörsaal zu zeigen imstande sind.

## Der Kirchentraum

Von Thekla Wenzel, Zittau

**I**n welchem Orte sich folgende Geschichte zugetragen hat, ist nicht genau festgestellt worden, aber etliche Leute behaupten, es wäre in Friedersdorf gewesen.

In der guten, alten Zeit, als jeden Sonntag mindestens eine Person aus jedem Gute auf dem Lande in die Kirche gehen mußte, war es, daß die Gutsfrau selbst — Müller-Lobn seine,

die Müller-Guste — dran war. Diesmal ging sie also selber. Sie drückte sich ordentlich ab, daß alles in Ordnung war, ehe sie fortkam, und ein paar Stunden zeitiger war sie deshalb auch schon aufgestanden. Sie gingen aber gern in die Kirche, die Gutsfrauen, denn sie sagten: „Der Pastor tut een so scheene eidatern!“ Sie warf sich also in ihren schönsten Sonntagsstaat, die Müller-Guste, denn die Sonne schien so schön und so warm, und so war sie sicher vorm Regen. Ein neuwaschenes Taschentuch legte sie auf das Gesangbuch und oben drauf ein Riechsträußchen. Das sollte vor dem Einschlafen schützen, bewirkte aber jedenfalls das Gegenteil. Zudem war es noch so warm, und obgleich es in der Kirche kühler war, als draußen, so war doch die Luft schwül und das macht bekanntlich auch schläfrig.

Nach dem Hauptlied, vor der Predigt, ließ der Schuster-Karl immer erst noch einmal die Schnupftabaksdose auf der Empore herumachen. Wahrscheinlich wollten sich die Männer den Geist noch ein bißchen schärfen, damit sie die Predigt besser verstünden. Als dieses vorüber war und der Pastor die ersten Sätze gesprochen hatte, so fingen bei der Müller-Guste schon die Augen an, zuzufallen. Zuerst roch sie immer noch ein paarmal an ihrem Riechsträußchen, aber bald nützte es nichts mehr. Sie fing an, mit dem Kopfe zu nicken, taumelte auch ab und zu auf ihrem Platze hin und her. Sie war sanft eingeschlafen! So ging es eine Weile fort. Da — mit einem Male schrie sie ganz laut: „Willst du machen, daß de rauskimmst!“ Dabei riß sie ihren Hut vom Kopfe und schleuderte ihn die ganze Kirche entlang. Sie hatte nämlich geträumt, sie sei auf dem Felde und ein Hase sei in ihr Kraut gekommen und habe sich dort ein Gütliches getan. Das brachte sie so in Aufregung, daß ihre Hände, an Tätigkeit und Gehorsam gewöhnt, sofort den Flurschützen ersetzen wollten.

Nachdem sie durch den Gewaltakt aufgewacht war und sah, was sie angerichtet hatte, war sie freilich sehr beschämt. Aber da der Pastor sich weiter nicht stören ließ durch den Zwischenfall, so ging es wenigstens noch gut ab. — Aber so bald ist die Müller-Guste nicht wieder in die Kirche gegangen.

## Ein Wallrodaer Pfarrherr macht sich verdienstlich um die Pflege des Obstbaues

Von Fr. Bernh. Störzner

**B**ekanntlich legt man heute großen Wert auf die Anpflanzung von Obstbäumen. Unsere Staatsregierung läßt es an Anregungen und Unterstützungen nach dieser Richtung hin nicht fehlen, und das wird von allen Einsichtsvollen mit Freuden begrüßt. Trotzdem will sich aber mancher nicht überzeugen lassen, fährt in seinem Schlendrian fort und meint: In anderen Gegenden mag ja der Obstbau rentieren, bei uns ist aber nichts damit. Der Boden ist nicht geeignet, das Klima ist zu rau! Und noch andere Einwendungen macht er geltend. — So ähnlich dachten schon vor 200 Jahren viele Bewohner des oberen Rödertales in der Westlausitz. Aber es gab auch rühmliche Ausnahmen. Hierfür nur ein Beispiel:

Im Jahre 1718 kam nach Wallroda bei Radeberg als Pfarrer M. Johann Daniel Longolius (Lange), der vorher Pastor-Substitut gewesen war. M. Longolius, ein gemeinnütziger Mann, bemerkte mit Bedauern, daß im Rödertale der Obstbau so gut wie gar keine Heimstätte hatte. Er machte daher die Leute auf diesen Mangel aufmerksam und versuchte es, zunächst die Wallrodaer und Arnsdorfer für den Obstbau zu gewinnen. Doch er fand recht wenig Verständnis bei den Leuten. Die schüttelten wohl den Kopf und meinten: es lohne sich hier der Obstbau nicht. Die Bäume würden doch nicht gedeihen. Da ging M. Longolius mit gutem Beispiele voran. Er pflanzte im Pfarrgarten Obstbäume an, die vortrefflich gediehen und schon nach wenigen Jahren Ernten lieferten. Da machten die Leute große Augen und folgten dem Beispiele ihres Pfarrers. Der Wallrodaer Pfarrgarten wurde das Wanderziel vieler aus weitester Umgebung.

M. Longolius schreibt im Wallrodaer Kirchenbuche: „Als ich anno 1718 alhier einzog, fand ich nicht mehr als fünf tragbare